

Sag zum Tschocherl leise Servus

Der Fotograf Klaus Pichler und der Journalist Clemens Marschall über vom Aussterben bedrohte Wiener Kneipen und ihre Bedeutung als „funktionierende Soziotope“



„Das Ärgste, was du ihnen antun kannst, ist, ihnen Lokalverbot geben“, wird eine Wirtin im Buch „Golden Days before they end“ zitiert. Dem Bildband von Klaus Pichler und Clemens Marschall sind diese Fotos entnommen. Die beiden Österreicher haben jahrelang in einfachsten Wiener Kneipen recherchiert. FOTOS: PICHLER, EDITION PATRICK FREY



INTERVIEW: MARTIN ZIPS

Fast vier Jahre lang haben der Fotograf Klaus Pichler und der Journalist Clemens Marschall sehr spezielle Wiener Lokale besucht: Tschocherl nennt man sie. Gastronomisch und sozial sind Tschocherl (wonders heißen sie Boazan, Kaschemme, Pinte, Schenke oder Spelunke) eine Herausforderung. Pichlers und Marschalls Buch „Golden Days before they end“ (Edition Patrick Frey) nähert sich ihnen aber mit großer Menschlichkeit.

SZ: Herr Marschall, was genau ist ein Tschocherl?

Clemens Marschall: Im Unterschied zum Beisl gibt es im Tschocherl nichts zu essen. Das ist ein kleiner Raum, und jeder der Gäste raucht und trinkt Alkohol und schon von außen sieht es so aus, als würde hier nie gelüftet werden. Tschocherl gibt es vor allem in der Stadt. Sie sind gesellschaftlich nicht so akzeptiert wie Landgasthöfe.

Klaus Pichler: Ein Drittel der Wiener Tschocherl, die wir seit April 2012 für unser Buchprojekt regelmäßig besucht haben, gibt es heute nicht mehr. Auch etwa ein Drittel der Menschen, die wir fotografiert und interviewt haben, sind tot.

Was ist der Grund für das Wiener Tschocherl-Sterben?

Marschall: Einerseits werden die Lokale zu Opfern von Gentrifizierung, Rauchverboten und Registrierkassenpflicht. Das bricht ihnen das Genick. Zudem haben ihre Besucher nicht mehr so viel Geld wie noch in den 70er-, 80er-Jahren. Damals konnten es sich die Gäste noch leisten, täglich acht, neun Bier zu trinken. Sie hatten ja Arbeit. Es war auch noch möglich, mit Alkoholfahne im Büro zu sitzen.

Sie zeigen den Kneipenalltag der Menschen ja recht schonungslos. Haben Sie die Personen eine Art Einverständniserklärung unterschreiben lassen?

Pichler: Diese Personen würden mir nichts unterschreiben. Wir haben aber immer

den Wirt gefragt, denn was der sagt, das ist Gesetz. Und wir hatten eine große Kamera mit einem großen Blitz dabei. Damit jedem sofort klar war, was wir hier wollen. Manche sind gegangen, andere geblieben. Übrigens ist nur ein einziges Foto in unserem Buch nach Mitternacht entstanden. Die meisten eher am Nachmittag.

Warum haben Sie das Buch auch auf Englisch herausgebracht?

Pichler: Weil es diese Art von Gaststätten in fast jeder Kultur gibt. Noch.

Marschall: Wir wollen die Menschen nicht vorführen. Und obwohl wir jetzt viele Medienanfragen haben – die *Washington Post* hat groß über unser Projekt berichtet, und mit CNN verhandeln wir gerade – geben wir die Bilder längst nicht jedem. Denn wir haben eine Verantwortung, was die Würde dieser Menschen angeht. Es ist kein Spiel. Es ist ihr Leben.

Gut, aber Sie bedienen mit Ihren Bildern auch einen gewissen Voyeurismus.

Pichler: Das ist höchstens die Kritik von gutbürgerlichen Leuten, die noch nie in einem solchen Lokal waren und dort auch niemals einen Fuß reinsetzen würden. Aus unserer Sicht sind Tschocherl funktionierende Soziotope. Und jedes hat seine eigenen Regeln. Und die Leute, die dort hingehen, sagen: Bei uns geht's vielleicht ein bisschen ruppiger zu als woanders, aber das ist halt einfach so.

Welche gesellschaftliche Funktion haben diese Gaststätten?

Pichler: Es sind Ersatzfamilien von Leu-



Klaus Pichler, 39, in Judenburg (Steiermark) aufgewachsen, hat in Wien Landschaftsarchitektur studiert. Seit 2005 arbeitet er als freier Fotograf. Sein bisher größter Erfolg war ein Buch über Tätowierungen von Häftlingen.



Clemens Marschall, 31, stammt aus Ried im Innkreis (Oberösterreich). Der promovierte Musikwissenschaftler ist Herausgeber des Wiener Magazins *Rokko's Adventures*. Für den Tschocherl-Band hat er Gäste und Wirte interviewt. FOTOS: PICHLER

ten, die starke Brüche im Leben haben. Arbeitslosigkeit, Gefängnisaufenthalte, das Ende einer Beziehung, Armut. Soziale Hotspots, in die man geht – um sich zu betäuben oder um Dienstleistungen zu erbetteln oder zu tauschen.

Marschall: Es ist tragisch, dass immer mehr davon verschwinden. Denn, was folgt? Dann bleiben die Leute halt zu Hause und trinken eben dort. Oder sie werden obdachlos und geben sich ganz auf. Viele Tschocherl, die wir besucht haben, sind mittlerweile Geschäfte oder Büros. Das Mollardstüberl zum Beispiel. Da drin haben Leute ja nicht nur getrunken, sondern auch gewohnt, und einige sind dort sogar gestorben. Jetzt ist das eine frischrenovierte, wunderschön geflieste Immobilie.

Pichler: Früher, als die Wirtin noch lebte, gab es sogar Demonstrationen gegen das Mollardstüberl. Einmal sind die Gäste davor nackt über die Straße gerannt.

Marschall: Mit Messer im Rücken.

Nun, vielleicht ist es ja doch ganz gut, dass es heute nur noch wenige solche Orte gibt.

Marschall: Aber warum denn? Mit dem Aussterben solcher Lokale werden doch keine Probleme gelöst. Die werden nur verlagert. Die Leute leben ja weiter so. Arbeitslos. Alkoholabhängig. Aber künftig sind sie dann zusätzlich noch allein.

Es gibt doch so viele soziale und kirchliche Einrichtungen, die sie aufsuchen könnten.

Marschall: Ach. Die Personen, die wir kennen, halten davon nicht viel. Die Leute ha-

ben ganz unterschiedliche Probleme und Rhythmen. Das funktioniert oft nicht. Die Sozialarbeit mancher Wirte hingegen ist nicht zu unterschätzen. Und es ist eine harte Arbeit. Einmal habe ich eine Wirtin nicht hinter dem Tresen angetroffen, sondern fand sie schluchzend auf der Toilette. Sie sagte: „Ich halte den Scheiß nicht mehr aus. Ich werde wahnsinnig!“

Pichler: Es ist ein wirklich harter Job. Immer die gleichen Stammgäste, die immer das Gleiche erzählen. Das muss man mal aushalten. Mir hat eine Wirtin gesagt: „Würde ich nicht jeden Tag zehn Joints rauchen, würde ich irgendwann jemanden erschlagen.“ Das hat mir eingeleuchtet, obwohl ich selber weder rauche noch trinke.

Gab es Situationen, in denen Sie beide Angst hatten?

Pichler: Natürlich. Vor allem dann, wenn Situationen quasi aus dem Nichts eskalieren sind. Im Mollardstüberl haben wir mal eine Dame beobachtet, die war über 80 Jahre alt und hatte ihren Schoßhund dabei. Als der nur einen Mucks gemacht hat, ist ein Betrunkenener an der Dart-Scheibe so ausgekickt, dass man nicht wusste, wie das jetzt endet. Aber meist setzt die Vernunft doch noch rechtzeitig ein. Speziell bei denen, die gerade auf Bewahrung draußen sind.

Wie nah haben Sie die Schicksale der einzelnen Personen an sich herangelassen?

Marschall: Sehr nah. Wir haben das Projekt ja jahrelang gemacht.

Pichler: Manche rufen mich heute noch an. Meist nachts. Sie fragen: Warum kommst du nicht mal wieder vorbei? Von ihrem Tod erfährt man dann erst durch einen Zettel neben der Theke.

Marschall: Mein absoluter Liebling, das war der Schallü. Eine unberechenbare Mischung aus Helge Schneider und Charles Manson. Aber ein guter Kerl. Er war schwer krank, natürlich wegen all des Alkohols, und ich habe ihm eine selbst gemixte Musikkassette ins Krankenhaus gebracht. Da hat er sich gefreut, denn er war ein großer Musikfreund. Aber am Tag drauf war er schon tot.